

JEAN-LUC BANNALEC
Bretonische Brandung



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Zehn Seemeilen vor Concarneau: Die sagenumwobenen Glénan Inseln wirken mit ihrem feinen weißen Sand und kristallklaren Wasser wie ein karibisches Paradies – bis eines schönen Maitages drei Leichen angespült werden.

Das hatte gerade noch gefehlt: eine Bootsfahrt am frühen Morgen. Der wenig seefeste Kommissar Dupin würde sich nach der Überfahrt am liebsten sofort mit einem bretonischen Hummer in der urigen Insekneipe belohnen, doch dafür lässt ihm der Präfekt keine Zeit. Wer sind die Toten am Strand? Wurden sie Opfer des heftigen Unwetters der vergangenen Nacht?

Tatsächlich deutet zuerst alles auf Tod durch Ertrinken hin, doch als sich herausstellt, dass einer der Toten ein windiger Unternehmer mit politischen Beziehungen und der andere ein selbstherrlicher Segler mit jeder Menge Feinden war, ahnt Dupin nichts Gutes. War der vermeintlich tragische Unfall auf offener See in Wahrheit ein kaltblütig geplanter Mord? Wer ist der Dritte im Bunde, und was verbindet die drei Männer? Während der nächste Sturm aufzieht, begegnet Dupin modernen Schatzsuchern, militanten Meeresbiologen, attraktiven Taucherinnen und unheimlichen Gestalten aus der überreichen Fabelwelt der Bretonen. Seine Ermittlungen führen ihn in die Geschichte der Inseln und ihrer eigensinnigen Bewohner und bringen eine dramatische Gewissheit ans Licht ...

Weitere Informationen zu Jean-Luc Bannalec
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Jean-Luc Bannalec

Bretonische Brandung

Kommissar Dupins
zweiter Fall

GOLDMANN



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Oktober 2014
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2013,
Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München,
unter Verwendung eines Entwurfs von Rudolf Linn, Köln
Umschlagmotiv: © Birgit Pittelkow
Umschlaginnenseiten: © Eitan Simanor/Alamy
Kartografie: Birgit Schroeter, Köln
Th · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-47928-3
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



»An douar so kozh, med n'eo ket sod.«

»Die Erde ist alt, aber nicht verrückt.«

BRETONISCHES SPRICHWORT

à L.

Der erste Tag

Wie auf Zauberweise schwebten die flachen, lang gezogenen Inseln über dem tiefopalen Meer, ein wenig verwischt, flimmernd. Wie eine Fata Morgana lag der berühmte Archipel vor ihnen.

Die Konturen der größeren Inseln waren bereits mit bloßem Auge auszumachen, nicht viel hob sich von ihnen ab: die geheimnisumwobene Festung auf Cigogne, der altgediente sturmgepeitschte Leuchtturm von Penfret, die verlassene Farm auf Dréneq, die vereinzelt verwitterten Häuser auf Saint-Nicolas, der Hauptinsel des fast kreisrunden Archipels. Die Îles de Glénan. Ein Mythos.

Zehn Seemeilen waren vom Festland aus zurückzulegen, von Concarneau, der prächtigen *blauen Stadt* der Cornouaille, deren Einwohner die Inseln seit Menschengedenken ihre »Beschützer« nannten. Tag für Tag waren sie ihr unverrückbarer Horizont. Daran, wie sie zu sehen waren, klar, scharf, verschwommen, milchig, ob sie schwirrten oder fest im Wasser lagen, las man das Wetter von morgen ab, und, an bestimmten Tagen, das des gesamten weiteren Jahres. Seit Hunderten von Jahren wurde bretonisch beharrlich diskutiert, wie viele Inseln es waren. Sieben, neun, zwölf oder zwanzig waren die geläufigsten Zählungen. Sieben »große«, nur das war unstrittig. Und groß meinte: ein paar Hundert Meter in der Länge – höchstens. Einst,

vor sehr langer Zeit, war alles *eine* Insel gewesen, nach und nach dann hatten sie das tosende Meer und die ewige Brandung auseinandergerissen. Vor einigen Jahren hatte eine Kommission des Département nach den amtlichen Kriterien der Bestimmung einer Insel – Land im Meer, das beständig über Wasser ist und eine ebenso ständige Vegetation aufweist – höchst offiziell »zweiundzwanzig Inseln und Inselchen« festgestellt. Darüber hinaus gab es eine schier unendlich scheinende Zahl an schroff aufragenden Felsen und Felsengruppen. Diese Zahl variierte zudem erstaunlich, je nach dem Stand von Ebbe und Flut, die wiederum je nach den Positionen von Sonne, Mond und Erde selbst erheblich unterschiedlich ausfielen. An manchen Tagen war eine Flut drei, vier Meter höher als an anderen, bei richtig tiefer Ebbe eine Insel um ein Mehrfaches größer und vielleicht über Wasser mit einer Sandbank verbunden, die ansonsten unter der Wasseroberfläche verborgen lag. Einen »normalen« Stand gab es nie. So kam es, dass die Landschaften des Archipels unablässig im Wandel waren und niemand jemals sagen konnte: Das sind sie, die Glénan, so sehen sie aus. Die Glénan waren nicht eindeutig Land, sie waren unklarer Zwischenraum, halb Land, halb See. Bei wütenden Winterstürmen rollten mitunter riesenhafte Wellen über die Inseln hinweg, die gewaltige Gischt machte dann aus allem Meer. »Fast verloren schon im Nichts, in der großen Weite«, so lautete die poetische und dennoch präzise Beschreibung der Menschen hier.

Es war ein außergewöhnlicher früher Maitag, der sich von einem veritablen Sommertag in nichts unterschied, nicht in den geradezu unglaublichen Temperaturen, nicht in dem kräftigen Licht, nicht in den prächtigen Farben. Auch die Luft war schon sommerlich, leichter, sie trug ein bisschen weniger Salz, we-

niger Jod, Tang und Algen, dafür diese bestimmte, schwer zu beschreibende atlantische Frische. Bereits jetzt, um zehn Uhr morgens, schuf die Sonne einen gleißenden, unruhig aufblitzenden Horizont und darunter einen silbernen Trichter, der sich, Richtung Betrachter, immer weiter verschlankte.

Kommissar Georges Dupin vom Commissariat de Police Concarneau nahm von alledem nicht viel wahr. Er war ausgesprochen übellaulig am heutigen Montagmorgen. Eben noch hatte er im *Amiral* gesessen, gerade seinen dritten *café* bestellt, seine Zeitungen vor sich liegen gehabt – *Le Monde*, *Ouest France*, *Télégramme* –, da hatte ihn sein Handy mit einem schrillen Klingeln aufgeschreckt. Auf den Glénan waren drei Leichen gefunden worden. Man wusste bisher noch gar nichts – nur genau das. Drei Leichen.

Er war sofort aufgebrochen. Sein Stammcafé, in dem er jeden seiner Tage begann, lag direkt am Hafen, und nur wenige Minuten später hatte er sich bereits an Bord eines Polizeischnellbootes befunden. Kommissar Dupin war erst ein Mal auf den Glénan gewesen, letztes Jahr, auf Penfret, der Insel ganz am östlichen Rand des Archipels.

Sie waren jetzt seit zwanzig Minuten unterwegs. Die Hälfte hatten sie hinter sich. Kommissar Dupin wäre froh gewesen, wenn es mehr als die Hälfte gewesen wäre. Das Bootfahren auf offenem Meer war nicht seine Sache, sosehr er das Meer auch liebte – wie ein genuiner Pariser des sechsten Arrondissements, denn das war er bis zu seiner »Versetzung« vor jetzt fast vier Jahren gewesen, das Meer eben liebte: den Strand, das Schauen, bestenfalls das Baden, das Gefühl, den Geruch, das Schwärmen. Noch weniger als das Bootfahren an sich mochte er das Bootfahren auf einem der beiden neuen Schnellboote, die die Wasserschutzpolizei vor zwei Jahren nach langen verbissenen

Kämpfen mit der Bürokratie erhalten hatte und deren ganzer Stolz sie waren. Die neueste Generation, imposante Hightechwunder, Sonden und Sensoren für alles. Sie schossen förmlich über das Wasser. Ein Boot war auf den Namen *Bir* getauft – »Pfeil« auf Bretonisch –, das zweite auf *Luc'hed*, »Blitz«. Boote hatten Dupins Empfinden nach anders zu heißen, aber es hatte nur die Bedeutung gezählt.

Kommissar Dupin fehlte zudem Koffein, das ließ ihn grundsätzlich mürrisch werden. Zwei *cafés* waren nicht annähernd genug. Er war eher massiger Statur, nicht dick, sicher aber auch nicht dünn, und litt seit seiner Jugend an erstaunlich niedrigem Blutdruck.

Widerwillig war er an Bord gegangen. Eigentlich nur, weil er sich keine Blöße hatte geben wollen und weil Inspektor Riwal, einer seiner beiden jungen Inspektoren, der zu ihm aufsah – was Dupin generell sehr unlieb war –, mit an Bord gegangen war.

Dupin wäre sofort bereit gewesen, die halbe Stunde zum kleinen Flughafen nach Quimper zu fahren, um mit dem kümmerlichen, wackligen Zweimann-Polizei-Hubschrauber der Zentrale auf die Glénan zu fliegen, selbst wenn es insgesamt deutlich länger gedauert hätte und auch das Fliegen keineswegs ein Vergnügen für ihn war. Aber sein Vorgesetzter, der Präfekt, war mit dem Hubschrauber unterwegs, ein »freundschaftliches Treffen« mit der Präfektur der britischen Kanalinseln Guernsey, Jersey und Alderney, in Bordeaux, einem dösigen Kaff auf Guernsey. Die polizeiliche Zusammenarbeit sollte, das war der entschiedene englische wie französische Wille, intensiviert werden: »Das Verbrechen darf keine Chance haben, egal welche Nationalität es hat«. Kommissar Dupin konnte den Präfekten Lug Locmariaquer nicht ausstehen, und noch jetzt, nach an-

nähernd vier Jahren, konnte er den Namen nicht aussprechen (Georges Dupin hatte generell ein zumeist schwieriges Verhältnis zu Autoritäten, vollkommen zu Recht, wie er fand). Über Wochen hatte er zunächst nervende, dann quälende Anrufe vom Präfekten bekommen, der »Ideen sammelte«, worüber zu sprechen wäre bei einem solch illustren Treffen. Nolwenn, Dupins unendlich patente Assistentin, hatte auf Locmariaquers Anweisung hin »ungeklärte Fälle« der letzten Jahrzehnte recherchieren müssen, die »vielleicht, eventuell und irgendwie« eine Spur zu den Kanalinseln aufwiesen, Fälle, die »vielleicht, eventuell und irgendwie« aufgeklärt »hätten werden können«, wenn es bereits eine engere Zusammenarbeit gegeben hätte. Es war völlig lächerlich. Nolwenn hatte sich gesträubt. Ihr fehlte jedes Verständnis dafür, warum man sich hier »im Süden« mit dem Kanal im hohen Norden zu befassen hatte, wo die Eisberge durchs Meer trieben und es das ganze Jahr über regnete. Meterweise Akten waren gewälzt worden, sie hatten nicht einen signifikanten Fall gefunden – worüber der Präfekt partout nicht glücklich gewesen war.

Was Dupins Laune auf dem Boot nicht verbessert hatte, war der kleine »Unfall« gewesen, zu dem es bereits kurz nach dem Ablegen gekommen war. Er hatte getan, was nur schlimmste Landratten tun: bei dieser Geschwindigkeit, steifem Wind von Backbord und doch etwas agitierter See ebendort, nämlich auf der Backbordseite, einen Blick auf die Inseln zu werfen, während Inspektor Riwal wie die zwei Mannschaftsmitglieder der *Bir* penibel eng an der Steuerbordseite gestanden hatten. Es hatte nicht lange gedauert, bis ihn eine kapitale Welle erwischte. Kommissar Dupin war klatschnass geworden. Seine stets offen

getragene Jacke, das Polohemd und die Jeans – seine Dienstkleidung von März bis Oktober – klebten am Körper, lediglich die Socken in den Schuhen waren trocken geblieben.

Was den Kommissar jedoch besonders missmutig machte, war die Tatsache, keine weiteren Informationen zu besitzen als nur das eine Faktum: dass eben drei Leichen gefunden worden waren. Dupin war kein Mann der Geduld. Ganz und gar nicht. Kadeg, sein zweiter Inspektor, mit dem er in der Regel auf Kriegsfuß stand, hatte ihm per Telefon lediglich mitteilen können, was er wiederum von dem aufgeregten Anruf »eines Mannes mit starkem englischen Akzent« wusste, der kurz zuvor beim Kommissariat eingegangen war. Die Leichen lagen am nordöstlichen Strand von Le Loc'h, der größten Insel des Archipels – und mit »der größten Insel« war eine Länge von vierhundert Metern gemeint. Le Loc'h war unbewohnt, besaß eine Klosterruine, einen alten Friedhof, eine verfallene Sodafabrik und, als größte Attraktion der Insel, einen lagunenähnlichen See. Kadeg hatte ein Dutzend Mal wiederholen müssen, dass er nichts weiter als ebendiese paar Informationen hatte. Dupin hatte Kadeg mit allen möglichen Fragen gelöchert, seine geradezu fanatische Neigung zu scheinbar unbedeutenden Einzelheiten und Umständen war notorisch.

Drei Tote, ohne dass irgendjemand irgendetwas wusste – in der Präfektur hatte verständlicherweise erhebliche Aufregung geherrscht: Das war eine ziemlich große Sache hier im Finistère, am malerischen Ende der Welt, wie die Römer es genannt hatten. Für die Gallier, die Kelten – und als solche verstanden sich die Menschen hier bis heute –, war es natürlich das genaue Gegenteil: nicht das Ende, sondern wortwörtlich der »Anfang«, das »Haupt der Welt«. »Penn ar Bed«, nicht »finis terrae«.

Das Boot hatte mittlerweile abgebremst. Sie fuhren nur noch

mit mäßiger Geschwindigkeit. Es folgte eine schwierige Navigation. War das Meer hier ohnehin seicht und durchsetzt von steil aufragenden Felsen – über und unter der Wasseroberfläche – und Bootfahren in diesen Gewässern grundsätzlich nur etwas für äußerst geübte Kapitäne, so war es wie jetzt bei Ebbe noch heikler. Die »Einfahrt« zwischen Bananec und der großen Sandbank vor Penfret war noch der ungefährlichste Zugang zum Archipel, über sie gelangte man in die »Kammer«, wie der durch die umliegenden Inseln vor Stürmen und schweren Seegängen geschützte Meeresraum in der Mitte des Archipels genannt wurde: »la chambre«. Souverän nahm die *Bir* ihren Weg, manövrierte in harmonischen Bewegungen zwischen den Felsen hindurch und nahm Kurs auf Le Loc’h.

»Wir werden nicht näher rankommen.«

Der Kapitän des Polizeibootes, ein junger, hoch aufgeschossener Kerl in einer Hightech-Stoffuniform, die heftig an ihm herumschlackerte, hatte von seinem erhöhten Kapitänsstand heruntergerufen, ohne dabei jemanden anzuschauen. Er war vollkommen auf das Navigieren konzentriert.

Dupin wurde mulmig zumute. Es waren sicherlich noch hundert Meter bis zur Insel.

»Springflut. Koeffizient 107.«

Auch das hatte der hagere Kapitän einfach ins Unbestimmte gerufen. Fragend blickte Kommissar Dupin seinen Inspektor an, nach dem Vorfall mit der großen Welle hatte er sich in die unmittelbare Nähe der anderen begeben und sich nicht mehr vom Fleck gerührt. Riwal beugte sich sehr nah zu Dupin hin, die Motoren waren, obwohl das Boot fast nicht mehr fuhr, immer noch ohrenbetäubend laut.

»Wir haben zurzeit einen extremen Tidenhub, Monsieur le Commissaire. In den Tagen einer Springflut ist der Wasserstand

noch einmal deutlich niedriger als bei einer gewöhnlichen Ebbe. Ich weiß nicht, ob Sie ...«

»Ich weiß, was eine Springflut ist.«

Dupin hatte hinzufügen wollen »denn ich lebe seit fast vier Jahren in der Bretagne und habe bereits etliche Springfluten und Nippebben erlebt«, aber er wusste, dass es sinnlos war. Zudem musste er zugeben, dass er das mit den Flutkoeffizienten zwar schon sehr, sehr oft erklärt bekommen hatte, es sich aber bis heute nicht richtig hatte merken können. Für Riwal würde er, wie für alle Bretonen, noch nach Jahrzehnten ein »Fremder« sein (was jedoch in keiner Weise böse gemeint war). Noch dazu ein Fremder der für Bretonen schlimmsten Sorte: ein Pariser (was wiederum durchaus böse gemeint sein konnte). Jedes Mal aufs Neue bekam er es vorgebetet: Wenn Mond, Sonne und Erde auf einer Linie liegen und sich dadurch die Schwerkrafteinflüsse addieren ...

Der Motor erstarb jäh, die beiden Kollegen der Wasserschutzpolizei, die, was Dupin erst jetzt auffiel, dem Kapitän auf komische Weise ähnlich sahen, die gleiche drahtige Statur, das gleiche schmale Gesicht, die gleiche Uniform, machten sich umgehend vorn am Bug zu schaffen.

»Wir kommen nicht näher an die Insel ran. Das Wasser ist zu flach.«

»Und was heißt das?«

»Wir müssen hier aussteigen.«

Es dauerte ein paar Sekunden, ehe Dupin reagierte.

»Wir müssen hier *aussteigen*?«

Sie waren für Dupins Empfinden noch sehr deutlich auf dem Meer.

»Das Wasser ist nicht mehr tief, vielleicht einen halben Meter.«

Inspektor Riwal hatte sich hingekniet und begonnen, seine Schuhe auszuziehen.

»Aber wir haben doch ein Beiboot.«

Dupin hatte es ehrlich gesagt gerade erst bemerkt. Mit Erleichterung.

»Das lohnt sich nicht, Monsieur le Commissaire. Viel näher kämen wir damit auch nicht an den Strand heran.«

Mit hochgezogenen Augenbrauen blickte Dupin über die Reling. Es schien ihm erheblich mehr als ein halber Meter bis zum Grund zu sein. Das Wasser war unfassbar klar. Jede Muschel, jedes Steinchen war zu sehen. Ein Schwarm winziger hellgrüner Fische huschte vorbei. Sie lagen vor der Nordseite von Le Loc'h. Nichts als blendend weißer Sand, türkisfarbenes flaches Wasser, das Meer lag vollkommen still in der Kammer. Dazu noch ein paar Kokospalmen – wohl die einzige Palmenart, so kam es Dupin vor, die in der Bretagne nicht wuchs –, und durch nichts wäre dieses Bild von der Karibik zu unterscheiden gewesen. Niemand wäre je auf die Idee gekommen, diese Landschaft mit der Bretagne in Verbindung zu bringen. Auf Hunderten von Postkarten war der Anblick zu bestaunen, sie übertrieben tatsächlich kein bisschen.

Riwal hatte inzwischen auch seine Socken ausgezogen. Die Besatzungsmitglieder des Bootes hatten den Anker gesetzt, waren ohne das geringste Zögern geschickt ins Meer gesprungen und nun dabei, das Boot zu drehen, sodass das Heck mit der sich nur knapp über dem Wasser befindlichen Holzstufe Richtung Strand ausgerichtet war. Riwal, in einer hellen Stoffhose, sprang ins Wasser, als gäbe es nichts Selbstverständlicheres auf der Welt. Direkt nach ihm der schlaksige Kapitän.

Dupin zögerte. Es war eine absurde Szene, fand er. Die jungen Polizisten, Riwal und der Kapitän waren stehen geblieben und

warteten. Es sah aus, als würden sie Spalier stehen. Alle Augen waren auf ihn gerichtet.

Dupin sprang. Er hatte die Schuhe nicht ausgezogen. Augenblicklich stand er bis knapp über den Knien im Atlantik, der jetzt, Anfang Mai, höchstens vierzehn Grad hatte. Mit Argusaugen fixierte er den Meeresboden. Der Schwarm der winzigen hellgrünen Fische, der nun viel größer war als zuvor, kam neugierig heran und schwamm furchtlos um seine Beine herum. Dupin vollführte eine halbe Drehung, um den Fischen mit dem Blick zu folgen – da sah er ihn: einen stattlichen Krebs, zwanzig, dreißig Zentimeter, in Angriffshaltung, der ihn direkt anstarrte, einen echten »Tourteau«, wie man ihn gern aß hier an der Küste – wie auch Dupin ihn gern aß. Er unterdrückte beides: einen kleinen Ausruf des Schreckens sowie der kulinarischen Begeisterung. Er sah hoch und realisierte, dass alle immer noch bewegungslos standen und ihm zuschauten. Dupin richtete den Oberkörper entschieden auf und begann Richtung Strand zu waten, sorgfältig darauf bedacht, weder Riwalts noch die Blicke der drei Polizisten zu streifen. Die Kollegen überholten ihn im Wasser rasch rechts und links.

Dupin erreichte den Strand als Letzter.

Der leblose Körper lag auf dem Bauch, ein wenig seitlich, die Schulter in unnatürlicher Weise unter dem Körper abgeklemmt, es sah aus, als hätte er seinen rechten Arm verloren. Der linke Arm, der gebrochen sein musste, war stark angewinkelt. Der Kopf lag fast genau auf der Stirn, als hätte ihn jemand absichtlich so hingelegt. Das Gesicht war nicht zu sehen. Die blaue Jacke und der Pullover waren weitgehend zerfetzt, man sah die fürchterlichen großflächigen und tiefen Wunden am Rücken

und am Hals, am Hinterkopf und am linken Arm. Der Unterkörper schien dagegen fast unversehrt. An einigen Stellen war er von Algen bedeckt. Die festen Segelschuhe, beide noch an den Füßen, wirkten neu. Das Alter des Mannes war in dieser Lage schwer zu schätzen, vielleicht etwas älter als er selbst, vermutete Dupin. Ende vierzig, Anfang fünfzig. Der Tote war nicht sehr groß. Dupin hatte sich neben ihn gekniet, um ihn genauer zu betrachten. Das Meer hatte ihn weit oben an den Strand getragen, ein paar Meter vor die Linie, wo der langsam ansteigende weiße Sand endete und die grellgrüne Vegetation begann.

»Dahinten liegen die beiden anderen, ziemlich nah beieinander. Sie sind in einem ähnlichen Zustand.«

Riwal deutete den Strand entlang. Dupin sah die jungen Kollegen der Wasserschutzpolizei neben etwas Massigem stehen, sicher hundert Meter entfernt. Dupin hatte gar nicht wahrgenommen, dass er nicht allein gewesen war. Riwal's Stimme war ein wenig dünn.

»Die Leichen sehen fürchterlich aus.«

Riwal hatte recht.

»Welcher Gerichtsmediziner kommt?«

»Docteur Savoir müsste jeden Augenblick hier sein. Er ist auf dem anderen Schnellboot. Mit Inspektor Kadeg.«

»Natürlich. Das passt ja gut.«

Es war allgemein bekannt, dass der Kommissar und Docteur Savoir wenig Sympathie füreinander hegten.

»Docteur Lafond hat heute Morgen eine Verpflichtung in Rennes.«

In der Regel arrangierte Nolwenn es im Hintergrund immer so, dass der alte – brummige, aber großartige – Docteur Lafond gerufen wurde, wenn Dupin ermittelte.

Der Kapitän der *Bir* kam entschlossenen Schrittes auf sie zu.

»Es sind drei Männer, alle vermutlich Anfang fünfzig«, der junge Mann sprach ernst und ruhig. »Identität bisher unbekannt. Sehr wahrscheinlich sind die Leichen mit der letzten Flut angeschwemmt worden. Sie liegen ziemlich weit oben am Strand. Wir verzeichnen auf den Glénan mächtige Strömungen, und in den Tagen der Springflut sind sie noch stärker als sonst. Wir fotografieren und dokumentieren alles.«

»Ist das jetzt der niedrigste Stand der Ebbe?«

»Fast.«

Der Polizist schaute kurz auf die Uhr.

»Das Tideniedrigwasser war vor eineinhalb Stunden. Seitdem läuft das Wasser schon wieder auf.«

Dupin rechnete.

»Es ist jetzt 10 Uhr 45 – die letzte Ebbe war also um ...«

»Der letzte Niedrigwasserstand war heute Morgen um 9 Uhr 15, der vorletzte gestern Abend um 20 Uhr 50. 12 Stunden und 25 Minuten früher. Der Höhepunkt der Flut wurde in der Nacht um 3 Uhr 03 erreicht.«

Es hatte keine drei Sekunden gedauert, der Polizist schaute Dupin ohne das geringste Zeichen von Triumph an.

»Haben wir Vermisstenmeldungen? Bei uns, bei der Seerettung?«

»Nein, Monsieur le Commissaire, es liegen, soweit wir wissen, bisher keine vor. Die können aber noch kommen.«

»Le Loc'h ist unbewohnt, oder?«

»Ja. Saint-Nicolas ist die letzte bewohnte Insel des Archipels. Aber auch dort wohnen nicht viele Menschen. Allenfalls zehn, im Sommer fünfzehn.«

»Das heißt, über Nacht ist hier auf der Insel niemand?«

»Es ist streng verboten, auf dem Archipel zu campen. In manchen Sommernächten tun es ein paar Abenteurer dennoch.

Wir werden uns die ganze Insel ansehen. Und vielleicht haben vergangene Nacht einige Boote in der Kammer vor Le Loc'h gelegen. Das ist ein beliebter Ankerplatz. Das werden wir herausfinden.«

»Wie heißen Sie?«

Dupin mochte den unaufgeregten, sorgfältigen, jungen Polizisten.

»Mein Name ist Kireg Goulch, Monsieur le Commissaire.«

»Kireg Goulch?«

Dupin war die Nachfrage einfach rausgerutscht.

»Genau.«

»Das ... das ist ein sehr ... ein ... ich meine, ein bretonischer Name.«

Auch dieser Kommentar schien den jungen Mann in keiner Weise zu irritieren. Dupin räusperte sich kurz und gab sich Mühe, wieder konzentriert bei der Sache zu sein.

»Inspektor Riwal sagte, der Engländer, der die Leichen entdeckt hat, war mit einem Kanu unterwegs.«

»Hier machen viele Besucher Touren mit Meerkajaks, das ist höchst populär. Auch wenn sie um diese Jahreszeit noch nicht so zahlreich sind, einige sind schon da.«

»Schon morgens? Sie machen ihre Touren bereits um diese Uhrzeit?«

»Am allerliebsten. Über Mittag brennt die Sonne auf dem Meer bereits gewaltig.«

»Der Mann hat aber nicht angelegt und ist ausgestiegen?«

»Soweit wir wissen, nein. Hier am Strand sind auch keine Fußspuren zu sehen.«

Dupin hatte gar nicht daran gedacht. Der nach jeder Flut wieder jungfräuliche Sand zeichnete aufs Vollkommenste jede Spur auf, sogar jeden Versuch einer Verwischung.

»Wo ist der Mann?«

»Auf Saint-Nicolas. Er wartet dort am Quai. Unser zweites Boot bringt einen Kollegen auf die Insel. Er wird mit dem Mann sprechen. Inspektor Kadeg hat das angewiesen.«

»Inspektor Kadeg hat das *angewiesen*?«

»Ja, er ...«

»Ist schon gut.«

Es war nicht der Zeitpunkt für einen Affekt. Dupin nestelte mit einigem Aufwand aus seiner immer noch nassen Jacke eines seiner roten Clairefontaine-Hefte heraus, die er traditionell für Notizen verwendete. Weitgehend geschützt war es bei dem kleinen Meerunfall halbwegs trocken geblieben. Mit derselben eigenwilligen Umständlichkeit kramte er einen seiner billigen Bic-Kulis heraus, die er immer in großen Vorräten kaufte, weil sie ihm stets unbegreiflich schnell abhandenkamen.

»Hat es denn irgendwo einen Schiffbruch gegeben?«

Er wusste noch im selben Moment, dass es eine überflüssige Frage war. Sie hätten davon natürlich längst gehört. Der junge Polizist nahm die Frage mit freundlichem Langmut.

»Auch davon wissen wir bisher nichts, Monsieur le Commissaire. Aber wenn es gestern Abend oder gestern Nacht zum Kentern eines Bootes gekommen wäre, könnte es unter Umständen dauern, bis sein Ausbleiben bemerkt würde. Je nachdem, wie groß das Boot ist, über welche technische Ausrüstung es verfügt, wo es passiert ist, wohin es fuhr, wer es erwartete ...«

Dupin machte sich ein paar lustlose Notizen.

»War denn gestern Nacht schlechtes Wetter? Gab es hier draußen einen Sturm?«

»Sie dürfen sich von dem Wetter heute nicht täuschen lassen. Gestern Abend ist ein Unwetter vor der Küste entlanggezogen, die Zentrale wird uns genau sagen können, wie stark es war und

wo und wie es sich bewegt hat. In Concarneau war es nur wenig zu spüren, aber das heißt nichts. Wir verfügen über alle Aufzeichnungen. Die See ist ja noch heute einigermaßen unruhig, auch wenn es hier in der Kammer still ist. Sie haben es eben auf dem Boot selbst deutlich gemerkt.«

Das war eine neutrale Feststellung, ohne Unterton. Goulch wurde ihm immer sympathischer.

»Es war kein Jahrhundertunwetter, aber offenbar heftig«, schloss der Kapitän.

Kommissar Dupin kannte das zur Genüge, er war längst selbst zu sehr Bretone geworden, um sich von dem blauen, wolkenlosen Himmel und der perfekten Schönwetterstimmung noch narren zu lassen. Die bretonische Halbinsel, ihr äußerster, zerklüfteter Vorsprung – das Finistère –, erklärte ihm Nolwenn immer, lag weit vorgelagert *mitte* im Nordatlantik. »Wie ein urzeitliches Ungetüm streckt Armorika sein gezacktes Haupt aus. Gleich einem züngelnden Drachen.« Er mochte das Bild – und auf der Landkarte konnte man den Drachen tatsächlich erkennen. Die Bretagne war somit nicht nur der Urgewalt des bekanntermaßen wildesten aller Weltmeere ausgesetzt, sondern auch den chaotischen, sich unentwegt verändernden Wetterfronten, die sich zwischen der Ostküste der USA, Kanada, Grönland, der Arktis und den westatlantischen Küsten Irlands, Englands, Norwegens und Frankreichs entwickelten. Das Wetter konnte innerhalb kürzester Zeit von einem ins andere Extrem umschlagen. »Vier Jahreszeiten an einem Tag« war die Formel dafür, die die Bretonen gern mit Stolz zitierten.

»Vielleicht war es ja gar kein Schiffbruch.«

Riwals Stimme hatte wieder etwas an Festigkeit gewonnen.

»Sie könnten von der Flut überrascht worden sein. Dem Unwetter. Beim Angeln oder Muschelnfischen. Vor allem, wenn es

Touristen waren. Bei besonders niedrigen Ebben kommen viele Muschelfischer.«

Das stimmte. Dupin nahm den Punkt in sein Notizheft auf.

»Warum haben sie keine Schwimmwesten an? Spricht das nicht für eine solche Annahme? Dass sie gar nicht auf einem Boot waren?«

»Nicht unbedingt«, erwiderte Goulch bestimmt. »Viele der Einheimischen fahren ohne Schwimmwesten. Und wenn noch Alkohol dazukommt ... Ich würde dem keine Bedeutung beimessen.«

Dupin machte eine resignierte Handbewegung. So war es. Sie wussten nichts – schon gar nicht hier draußen.

»Alkohol spielt allgemein eine große Rolle auf dem Meer. Besonders hier auf den Inseln«, fügte Goulch noch hinzu.

»Die Menschen behaupten, dass die Flaschen auf den Glénan kleiner sind als auf dem Festland – deswegen sind sie hier so schnell leer.«

Dupin brauchte einen Moment, bis er den Witz verstanden hatte – er nahm an, dass es einer war –, Riwal hatte ihn als sachliche Ergänzung vorgetragen.

Goulch fuhr unbeeindruckt fort:

»Die Körper sind sicherlich eine Zeit lang in der Brandung getrieben, vermutlich ist es so zu den schweren Verletzungen gekommen. Wenn es ein Bootsunfall war, haben sie sich die Verletzungen vielleicht teils schon während des Unfalles zugezogen.«

»Könnten sie weit entfernt von hier ihr Leben verloren haben? Ich meine, wie weit könnte die Strömung sie getragen haben?«

»Das hängt ganz davon ab, wie lange sie im Meer getrieben sind. Vielleicht haben sie zunächst noch gelebt und versucht,

sich zu retten. Und sind dann erst ertrunken. Es macht nicht den Eindruck, als hätten sie Tage im Meer getrieben. Solche Leichen sehen anders aus. Dennoch, die Strömungen sind unterschiedlich schnell. Manche acht Stundenkilometer, so hätten die toten Körper selbst in einer Nacht schon eine beträchtliche Entfernung zurücklegen können. Aber je nachdem, wo sie ins Wasser gekommen sind, sind sie womöglich im Kreis getrieben. Die Richtungen der Strömungen wechseln, je nach Tidenstand, Wetter, Jahreszeit.«

»Ich verstehe: Es lassen sich noch keinerlei Aussagen treffen.«

»Es ist eine Eigenart des Archipels, dass bei bestimmten Konstellationen von Sonne, Mond und Erde viele Strömungen zu Le Loc'h führen. Zu allen Zeiten wurden hier Schiffbrüchige angeschwemmt. Bei Unfällen großer Schiffe waren es manchmal Dutzende Leichen, die am Strand gefunden wurden. Deswegen hat man auf der Insel im 19. Jahrhundert einen Friedhof gebaut, direkt neben der Kapelle. So musste man die Toten nicht extra nach Saint-Nicolas bringen, wo zuvor der einzige Friedhof des Archipels gewesen war. Hier wurden sie alle begraben. – Man hat auf der Insel sogar schon Grabstätten aus der frühen keltischen Zeit gefunden.«

»Sie wurden immer hier angeschwemmt?«

Dupin sah sich unwillkürlich mit einem seltsamen Gefühl um.

»Man hielt die Insel über Jahrhunderte für das sagenumwobene Versteck von Groac'h, der Hexe der Schiffsuntergänge. Sie war unermesslich reich, reicher als alle Könige zusammen, heißt es. Und ihre Schatztruhe war der See, der eine unterirdische Verbindung mit dem Meer hat. Eine magische Strömung brachte so die Schätze aller versunkenen Schiffe zu ihr. Auf dem Grund stand auch ihr Palast.«

Riwal lächelte, als Goulch geendet hatte, aber es sah deutlich angestrengt aus.

»Sie frisst gern junge Männer«, ergänzte Goulch, »sie verführt sie, verwandelt sie in Fische, frittiert sie und frisst sie. Viele haben sich auf die Suche nach dem sagenhaften Schatz gemacht. Nie ist einer zurückgekommen. Es gibt unzählige Geschichten.«

So war es in der Bretagne. Unter der Oberfläche des Gewöhnlichen und Natürlichen wirkten obskure Kräfte. Und jeder Ort hatte seine eigenen übernatürlichen Geschichten. Auch wenn sich die Bretonen selbst darüber lustig machten – und Dupin kannte keinen Menschenschlag, der sich allgemein so souverän und grandios über sich selbst lustig machen konnte –, bei diesen Geschichten erstarb das Lachen von einem Augenblick auf den nächsten, und alles war ganz real. Es steckte zu tief, über Tausende Jahre war das Übernatürliche die natürlichste Wahrnehmung der Welt gewesen – und nur, weil man sich jetzt im 21. Jahrhundert befand, sollte es plötzlich anders sein?

»Ich will die anderen beiden Toten sehen.«

Dupin ging den Strand entlang, Goulch und Riwal folgten ihm. Die erste, die entscheidende Frage war im Moment: Waren die Männer Opfer eines Unfalls geworden? Ertrunken? Gab es irgendwelche Hinweise, dass es etwas anderes als ein Unfall gewesen sein könnte?

Die leblosen Körper lagen einander zugewandt auf der Seite, die Arme dem anderen entgegengestreckt. Es sah ein wenig makaber aus, als hätten sie noch gelebt und in ihrer Agonie mit letzter Kraft zueinanderkriechen wollen. Der unheimliche Eindruck der Szene wurde von einer Reihe großer Perlmuttermuscheln verstärkt, die wie arrangiert um die Toten herumlagen und in allen Regenbogenfarben schimmerten. Goulchs Kollegen knieten zwischen den Leichen, der eine machte Fotos

mit einer Digitalkamera. Wortlos stellte sich die kleine Gruppe neben sie und betrachtete die beiden Körper.

Dupin löste sich nach einigen Momenten, ging langsam mehrere Male um die Leichen herum und bückte sich dabei immer wieder. Die gleichen schweren Fleischwunden, bei dem einen fast ausschließlich am Unterkörper, beim anderen am ganzen Körper verteilt, stark zerfetzte Kleidung (Baumwollhosen, Polohemden, Fleecejacken, feste Schuhe), ein paar Algen und Seetang, auf und in den Wunden.

Der Polizist mit der Kamera richtete sich langsam auf:

»Wie der Tote dort drüben weisen sie auf den ersten Blick keine anderen Verletzungen auf als solche, die spitze Felsen ihnen beim Treiben in der Brandung zugefügt haben könnten.«

»Auf dem Meer muss man niemanden verletzen, um ihn zu töten. Es reicht ein kleiner Stoß, ein Sturz ins Wasser. Bei Unwettern und hohem Seegang hat selbst ein geübter Schwimmer nicht den Hauch einer Chance. – Weisen Sie einen kleinen Schubser einmal nach.«

Goulch hatte mit jedem Satz recht. Man musste hier draußen anders denken.

»Das zweite Boot kommt.«

Dupin fuhr zusammen. Goulch deutete aufs Meer. Die *Luc'hed* näherte sich mit hohem Tempo der *Bir*, erst kurz bevor sie diese erreichte, verlangsamte sie ihre Fahrt. Sie stoppte direkt neben der *Bir* und legte sich parallel zu ihr.

Dupin beobachtete die Prozedur, die er von eben kannte. Er konnte Kadeg und Docteur Savoir ausmachen, den Kapitän, zudem einen weiteren Polizisten, der bereits im Meer stand und das Boot ausrichtete. Ohne Umstände verließen alle das Boot und wateten auf den Strand zu, Kadeg ein Stück voraus. Natürlich.

»Wir haben einen Polizisten zur Befragung des Engländers, der die Leichen entdeckt hat, auf Saint-Nicolas abgesetzt. Wir werden bald einen Bericht erhalten. Drei Leichen, das ist ein gewichtiger Fall.«

Noch ehe er aus dem Wasser war, hatte Kadeg schon losgelegt, in dem emsigen Ton, den er gern anschlug und den Dupin auf den Tod nicht ausstehen konnte.

»Wir wissen noch gar nicht, ob das hier überhaupt ein Fall ist, Inspektor.«

»Was wollen Sie damit sagen, Monsieur le Commissaire?«

»Alles sieht erst einmal nach einem Unfall aus.«

»Und das heißt, dass wir nicht alles erfassen sollen, was zu erfassen ist, um zu erfahren, was hier geschehen ist?«

Ein beeindruckend idiotischer Satz, fand Dupin. Er merkte, wie gereizt er war. Was an dem ganzen verunglückten Morgen lag – und am Eintreffen des zweiten Bootes. Kadeg, dann dieser linkische Gerichtsmediziner Savoir, der hier gleich eine Show wie in einer CSI-Folge abziehen würde, dabei auf unglaubliche Weise umständlich war und nie zum Punkt kam. Jetzt erst sah Dupin, dass der Polizist des zweiten Bootes einen riesigen und offensichtlich schweren Koffer trug, in dem sich mit Sicherheit Savoirs Hightechrüstung befand.

Dupin wusste, dass er sich nur auf die Situation konzentrieren sollte. Vielleicht wäre das hier in ein paar Stunden vorbei und nicht mehr seine Sache.

»Oh! Monsieur le Commissaire.«

In Savoirs Stimme lag ein absurder Hauch von Stolz, als hätte er allein durch das Erkennen Dupins eine anspruchsvolle Aufgabe gemeistert.

»Gibt es erste Erkenntnisse? Was gibt es bisher an Fakten?«

Er war während dieser betont markig gesprochenen Fragen

an Dupin vorbeigelaufen, ohne seine Schritte auch nur ein wenig zu verlangsamen.

»Ich werde mir alles ansehen, dann wissen wir sicher schon mehr. Obgleich ich selbstverständlich nur vorläufige Aussagen treffen kann, zu allem Weiteren benötige ich mein Labor. Die Ausrüstung bitte hierhin, zwischen die beiden Leichen.«

Savoir warf einen kurzen, aber theatralisch professionellen Blick auf die Körper und klappte den Koffer auf.

»Ist alles bereits dokumentiert worden? Fotografiert?«

»Ja, diese Arbeiten sind abgeschlossen. Bei allen drei Toten«, schaltete sich Goulch ein.

»Lässt sich schon vor einer Autopsie sagen, ob die Männer ertrunken sind?«

Savoir starrte Goulch indigniert an.

»Ausgeschlossen. Ich werde mich auch in diesem Fall selbstverständlich keinen Spekulationen hingeben. Das wird alles seine Zeit brauchen.«

Dupin schmunzelte. Wunderbar! Er wurde hier nicht gebraucht. Er trat zu Riwal und Goulch.

»Ich werde mir die Insel ansehen.«

Er hatte selbst keine Ahnung, was er genau tun wollte.

»Sollen wir uns dennoch später noch einmal systematisch umschauchen, Monsieur le Commissaire? Ob wir etwas Auffälliges finden?«

»Ja, ja. Unbedingt, Goulch. Ich laufe einfach etwas herum. Und finden Sie heraus, ob jemand von einem Boot aus etwas Ungewöhnliches wahrgenommen hat hier auf Le Loc'h. Überhaupt. Auch anderswo.«

»Wollen Sie auf etwas Bestimmtes hinaus?«

Kadeg hatte sich unangenehm nahe vor ihn gestellt, er tat das sehr gern und wusste, dass Dupin es nicht leiden konnte.

»Routine, Kadeg. Ausschließlich Routine. Von eingehenden Nachrichten über Schiffbrüche oder Vermisste erfahren wir ja automatisch, denke ich?«

Kommissar Dupin war selbst nicht klar, was er mit »automatisch« meinte. Er hatte sich bei dieser Frage deutlich Goulch zugewandt.

»Natürlich, Monsieur le Commissaire. Alle Polizeistationen der Küste sind informiert, auch die der umliegenden Distrikte. Wir haben die beiden Hubschrauber aus Brest angefordert, von der Seerettungszentrale. Sie sind seit einer Stunde im Einsatz und fliegen die Umgebung ab.«

»Sehr gut, Goulch, sehr gut. – Riwal, Sie bleiben in der Nähe von Monsieur Goulch. Ich will über alles fortlaufend unterrichtet werden. Kadeg, sobald Savoir grünes Licht gibt, suchen Sie bei den Leichen nach Dokumenten, nach allem, was uns hilft, sie zu identifizieren.«

»Ich – ich.«

Kadeg verstummte. Einer musste das machen. Und der Kommissar konnte bestimmen, wer. Es war, als würde sich dieser simple Gedankengang mit Pein auf Kadegs Gesicht zeigen, seine Züge verzerrten sich.

»Seien Sie gründlich, Kadeg. – Funktionieren die Mobiltelefone eigentlich auf den Inseln, Riwal?«

»Letztes Jahr wurde ein neuer Mast auf Penfret errichtet. Wenn auch kein richtig großer. Die Verbindung ist seitdem meistens stabil.«

Riwal blickte über Le Loc'h hinweg und schien den Mast auf Penfret zu suchen.

»Was heißt das?«

»Das hängt von verschiedenen Faktoren ab.«

»Und was bedeutet das?«

Dupin fand das nicht unwichtig.

»Vor allem vom Wetter. Bei schlechtem Wetter haben Sie zu-
meist gar keinen Empfang, bei gutem Wetter eigentlich schon.
Zuweilen aus irgendwelchen Gründen aber selbst dann nicht.
Es hängt sehr davon ab, ob Sie auf dem Wasser sind oder nicht
– und vor allem natürlich davon, auf welcher Insel Sie sind. Auf
Bananec haben Sie eigentlich nie Empfang, obwohl es ja gar
nicht weit von Saint-Nicolas entfernt ist.«

Dupin fragte sich, wie das sein konnte, rein technisch ge-
sehen. Und warum Riwal das so genau wusste. Er ließ beide
nachfragen.

»Und hier auf Le Loc'h?«

»Heute vermutlich stabil.«

»Ich bin also – *vermutlich* erreichbar.«

»Und wundern Sie sich nicht, Monsieur le Commissaire, auf
dem Archipel sieht man manchmal Dinge, die dann im nächsten
Moment verschwunden sind. Oder hört sonderbare Geräusche
und Laute. Das war schon immer so, das ist ganz normal.«

Dupin hatte keinen Schimmer, was um alles in der Welt er
dazu sagen sollte. Er drehte sich um, fuhr sich durch die Haare
und lief in westlicher Richtung den Strand entlang, auf die dick-
bäuchige Südspitze der Insel zu.

Es war wirklich atemberaubend. Wohin man auch schaute.
Feinster weißer Zuckersand, sachte ins Meer abfallende Strän-
de, bei denen man gar nicht sah, wo die Wasserlinie begann,
so durchscheinend war das Ozeanwasser. Ein helles, zugleich
leuchtendes Türkis, das sich in unendlichen Übergängen in
Opal, dann in ein Hellblau verwandelte. Dunkler wurde es erst
weit draußen. Nicht, dass man in Concarneau nicht auch in
berückender Weise das Meer spürte – genau das machte die
Stadt ja aus –, aber das hier, die Glénan, steigerte alles um ein



Jean-Luc Bannalec

Bretonische Brandung

Taschenbuch, Klappenbroschur, 384 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47928-3

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2014

Zehn Seemeilen vor Concarneau: Die sagenumwobenen Glénan-Inseln wirken mit ihrem weißen Sand und kristallklaren Wasser wie ein karibisches Paradies – bis eines schönen Maitages drei Leichen angespült werden. Das hat Kommissar Dupin gerade noch gefehlt: eine wackelige Bootsfahrt am frühen Morgen, ein nervtötender Präfekt, zu wenig Kaffee und keinerlei Anhaltspunkte. Wer sind die Toten? Wurden sie Opfer des heftigen nächtlichen Unwetters? Zuerst deutet alles darauf hin. Doch dann führen die Ermittlungen den Kommissar tief in die Geschichte der Inseln und ihrer eigensinnigen Bewohner und bringen eine dramatische Gewissheit ans Licht ...



[Der Titel im Katalog](#)